

Guy Chanton

Autor(en): **Siegfried, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **54 (1946)**

Heft 18

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-556800>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

worden. Unsere Kräfte jedoch sind nicht unbeschränkt, sie vermögen und vermögen, so sehr sie angestrengt werden, kaum die bitterste Not zu lindern. Und trotzdem kann man gelegentlich die Ansicht hören, es sei nun für Frankreich allmählich genügend an Hilfeleistungen aufgebracht worden; Land und Volk müssten jetzt die Kraft finden, sich selber weiter aus dem Tiefstand herauszuarbeiten.

Wer so überlegt, der hat keine Ahnung von den wahren Auswirkungen eines Krieges, wie er Land und Volk unseres Nachbarn verwüstete. Wer so oberflächlich denkt, der gibt sich — mehr als selbstgerecht und kleinlich! — allzu schnell zufrieden mit der beschönigenden und beschönigten Vorstellung von einer Not, die ihm kaum an die Haut rührt! Nach einer Katastrophe, wie sie über Frankreich kam, und die so tiefe Wunden schlug, dass sie nur langsam heilen können, bedarf es einer unendlichen Geduld voller Liebe und Miterleben, um auch nur das Allerbitterste des Erleidens und Erduldens zu lindern, und jegliche Kritik, jegliches engherzige Werweisen muss zerschellen an der unerbittlichen Härte der Tatsachen!

Frankreichs Kinder, die unschuldigen Opfer der trostlosen «*misère européenne*», leiden noch heute lebensgefährdende Not!

Neuere Berichte vermitteln ein erschütterndes Bild von ihrer Lage. Die *Kindersterblichkeit*, besonders die Säuglingssterblichkeit, ist noch immer im Steigen begriffen. Das Gewicht der Neugeborenen beträgt in manchen Gegenden nur noch 700 Gramm; beim schlechten Gesundheitszustand der Mütter, deren Kräfte aufgezehrt sind und die meist nicht mehr stillen können, ergibt dies eine erschreckende Aussicht für die Zukunft der heranwachsenden Generation, die doch derzeitig ungewöhnlich schwere Gemeinschaftsaufgaben zu übernehmen haben wird. Oft noch in Wohnungen lebend, die diesen Namen nicht verdienen, die Löchern gleichen und ohne Gas und Elektrizität sind, und wo nur kaltes Wasser zur Pflege der Kinder vorhanden ist, erkrankten Mütter und Kinder, und an Medikamenten herrscht der empfindlichste Mangel. In allen grösseren und grossen Städten haust solcher Jammer zwischen ausgebranntem und zerstörtem Gemäuer, zu dessen Wiederaufbau kein genügendes Material sich findet. Auch den Spitälern, die überfüllt sind, fehlt es am Nötigsten: so besitzt beispielsweise eine grosse Geburtsklinik von 150 Betten in Paris nur noch sechs Fieberthermometer! Mangel, bitterer Mangel in jeder Beziehung fördert das Gespenst der Kindersterblichkeit.

Unter solchen Umständen, bei denen die Unterernährung ganz allgemein eine böse Rolle spielt, ist es nicht verwunderlich, dass die *Tuberkulose*, die volksunterwühlende Krankheit, stets gefährlichere Formen annimmt. Hat sie auch in reinen Agrargegenden sich nicht weiter verbreitet, so nimmt ihre verheerende Wirkung doch in Industriegebieten und namentlich in den Städten beängstigend zu. In den Großstädten haben sich ihre Opfer sogar verfünffacht. Tritt keine

Besserung in der Ernährungslage ein, so besteht überdies auch die Gefahr, dass bereits geheilte Kinder beim Heranwachsen Rückfälle erleiden. Es gilt demnach, so viel immer möglich, gerade in dieser Hinsicht in beiden Richtungen Hilfe zu leisten: weiterhin prä tuberkulöse Kinder in die Schweiz zur Heilung zu bringen und gleichzeitig dafür zu sorgen, dass ihre Ernährung in Frankreich einigermaßen gesichert bleibt, bis das geprüfte Nachbarland selbst sich aus seinem Elend erheben kann. Nur so ist ein Erfolg der Kinderhilfe auch für die Zukunft gewährleistet, und gerade diese Kinderhilfe für prä tuberkulöse Kinder *bleibt* eine erste und erste Pflicht unserer schweizerischen Hilfsstellen, zumal der Kinderhilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes und damit des *ganzen, gesunden Schweizer Volkes!* Wir haben die schicksalüberantwortete Aufgabe zu erfüllen, uns für die Segnungen erkenntlich zu zeigen, die wir erfahren durften, und die klimatischen Heilfaktoren sowie alle verfügbaren Mittel diesen Opfern des Krieges zukommen zu lassen, die wahrlich nichts dafür können, dass sie vom Verhängnis so grausam geschlagen sind...

Wenn man hört, dass in Städten wie Marseille 52 % aller Männer, 39 % der Frauen und 35 % der Kinder infolge der Ernährungsschwierigkeiten krank sind, lässt das Bild des Elends sich ermesen. Wer sich nicht am schwarzen Markt beteiligen kann, und das sind gerade jene Volksteile, denen immer und in allen Lagen das Schwerste zugemutet wird, der spürt am eigenen Leibe, dass selbst die offiziellen Rationen — sofern er sie überhaupt erhält — einen Mangel an 600 Kalorien aufweisen. Ungezählt sind die erschütternden Schicksale französischer Kinder, die in zerstörten Städten, in Caen, in Le Havre — wer möchte sie alle nennen! — in Ruinen dahinsiechen, frieren und hungern, Kinder, die unschuldig den namenlosen Fluch und das Entsetzen von sechs Kriegsjahren mit ihrer Erniedrigung, ihrer Angst, ihrer begreiflichen moralischen Zerrüttung, mit ihren seelischen und leiblichen Qualen als *ihr* Schicksal des Grauens tragen müssen und nur aus hohlen, schwarzumrandeten Augen die stumme Frage in Elend hinausstarren können: «*Warum?*»

Auf diese Frage gibt es keine Antwort. Jede wäre vermessen. Aber auf die Frage, was zu tun sei, gibt es nur eine Antwort: alle Bedenken und die Kritik am Staate Frankreich mit seinen politischen Wirren und Tastversuchen, seiner Ohnmacht in vielen Belangen des Wiederaufbaus, beiseite zu schieben und des *unglücklichen, menschlichen* Frankreichs in nachbarlichem Miterleben zu gedenken, alle unangebrachten Betrachtungen, wie viel schon getan sei und ob mehr zu tun möglich sei, fallen zu lassen und einfach weiterzuhelfen, soviel das Herz befiehlt. Jedes gerettete und geheilte Kind ist ein geretteter Baustein für die künftige europäische Menschheit, der ein Riesenwerk des Aufbaus bevorsteht.

Guy Chanton

Auch in diesem Jahr hat der Schweizerische Pfadfinderbund dem Schweizerischen Roten Kreuz, Kinderhilfe, angeboten, grössere kriegsgeschädigte Knaben während einiger Sommerwochen in Pfadfinderlagern zu betreuen. - Die nachfolgende kleine Betrachtung entstand in einem solchen Lager des letzten Sommers.

So etwas von einem Pariser Schlingel sieht man nicht alle Tage. Klein, verschmizt, immer zu losen Streichen aufgelegt, immer und überall das letzte Wort, und dabei doch ein herzensguter, lieber Kamerad. Als wir uns nach dem ersten Lagertag auf den Strohsäcken wälzten, die Ereignisse der letzten Stunden überdenkend, war er nicht zur Ruhe zu bringen, einmal schnarchte er wie ein Wildschwein, dann wieder musste er so fürchterlich niesen, dass sich ringsum ein schallendes Gelächter erhob, und nachher wieder piepste er wie eine sterbende Maus. Um ein Haar hätte ihn der Feldmeister vor die Türe gestellt, denn nach dem Zapfenstreich duldete er keinen Unfug. Guy aber konnte oder wollte nicht begreifen, warum er die prächtige Gelegenheit, seine Kameraden zu unterhalten, versäumen sollte.

Er hat dann allerdings ziemlich rasch gemerkt, wo Ernst galt, und hat sich bemüht, sein Uebermass an Mutterwitz und drohigen Einfällen auf Gelegenheiten zu versparen, wo sie besser am Platze waren. Da aber verschaffte er sich bald sozusagen Weltruf.

Unsere französischen Lagergäste machten alle ziemlich viel Betrieb, was aber Guy in dieser Hinsicht zu leisten im Stande war, ging oft übers Bohnenlied. Wir verstanden zwar mit unserem Gymnelerfranzösisch nur einen Teil seiner Witze, da er aber beim Sprechen nicht bloss mit dem Mund und den Händen, sondern überhaupt mit dem ganzen quecksilbrigen Körper redete, so liessen sich seine Einfälle doch erraten. Der Höhepunkt des Gaudiums aber bedeutete jeweils am Samstagabend seine Programmnummer im Sänger-Wettkampf. Da erschien unser lieber alter Häuptling im Lager, alle Tassen voll Süssigkeiten für die welschen Schleckmäuler, und nun konnte jeder etwas vortragen. Wenn dann alle ihr Gesätzlein oder Lied vorgetragen und den gebührenden Lohn erhalten hatten, wurde

Guy auf die Bühne gerufen, und dann sang er mit schriller Stimme und schmelzendem Augenaufschlag die Ballade von der berühmten «*Marquise*». Um was es sich eigentlich handelte, habe ich nie recht herausgebracht, sehr wahrscheinlich stammte der Text dieser Zugnummer weder aus dem Schulbuch noch aus einer Zeitschrift für brave Kinder; denn als ich einmal versuchte, meiner Tante eines der Couplets zu reproduzieren, fiel sie fast in Ohnmacht. Aber furchtbar lustig war es doch, und ich bin überzeugt, dass auch Guy sich durchaus nichts Schlimmes bei seinem Singen dachte.

Guy Chanton hatte bestimmt keinen Feind im Lager. «*Gai Char-don*» nannten ihn alle, denn eine Distel war er bestimmt; stechen konnte er nach allen Seiten wie ein Igel, und fröhlich war er auch von früh bis spät, und wenn er sich mit einem seiner Pariser Kameraden eben tüchtig geprügelt hatte, so half er ihm nachher gewiss beim Putzen der Uniform.

Und ein Bruder Leichtfuss war er trotz seinem lauten Wesen nicht. Gerne sprach er von seiner Zukunft, von dem Beruf, den er erlernen und von der jüngeren Schwester, die er mit dem verdienten Geld aus dem Waisenhaus holen und hübsch kleiden wollte. Und als ich ihn einmal beim Lesen eines der seltenen Briefe überraschte, die ihm eine entfernte Verwandte aus der Heimat schrieb, entdeckte ich trotz seines fröhlichen Lachens Tränen in seinen graublauen Augen, und er beeilte sich, das verräterische Schriftstück zu verbergen.

Wir wussten ja, dass fast alle diese kleinen Franzosenbuben den Krieg mit allen seinen Schrecken durchgemacht hatten. Vielen war das Dach fast über dem Kopf zusammengeschossen worden, die meisten vermissten den Vater im Krieg oder in der Gefangenschaft, und arm waren sie alle. Aber von diesen Dingen redeten sie nicht, sie

genossen die herrlichen Lagerwochen fröhlich und dankbar, und als sie am Ende des Sommers von uns schieden, hatten wir alle schwer, über die Wehmut der Trennung hinwegzukommen.

Nun sind sie wieder in alle Winde zerstreut, und wo Guy Chanton, Gai Chardon, hingekommen ist, konnten wir nicht in Erfahrung bringen. Vielleicht arbeitet er mit seinen Kinderhänden bereits in einer Fabrik, vielleicht verkauft er in den Strassen von Paris Zeitungen — wer kann es wissen. Aber ein Schimmer von dem schönen Schweizer See, an dem er die einzigen ungetrübten Ferien seines jungen Lebens verbracht hat, einen Klang von den Schweizer Liedern, die er an den Nestabenden mit uns sang, sind gewiss in seinem Herzen geblieben, und seine Kameraden hat er, das weiss ich bestimmt, auch nicht vergessen. Wer weiss, wenn erst einmal ein rechter Friede ins Land zieht, finden wir auch seine Spur wieder.

A. Siegfried.

Nos distributions de soupes en Italie

Parmi les nombreuses actions de secours organisées par la Croix-Rouge suisse dans le nord de l'Italie, celle des soupes est encore peu connue. Il est à remarquer que le terme «soupe» n'est plus très exact, car diverses institutions ont été contraintes, vu le manque de combustibles, de renoncer à cuire les soupes et à les distribuer. Les denrées alimentaires ont alors été distribuées aux personnes nécessiteuses qui les ont apprêtées dans leur foyer.

L'une des plus grandes institutions de bienfaisance, l'Arcivescovado (Diocèse de Milan), placée directement sous la direction du Cardinal Schuster, a mis aimablement à notre disposition toute son organisation comprenant à Milan même plus de 28 centres de distribution de soupes, répartis dans toutes les parties de la ville.

La répartition s'effectue selon le système prévu. Chaque famille assistée reçoit une carte d'identité imprimée spécialement à cet effet, sur laquelle figure le nom, l'adresse exacte, la composition de la famille, de même que le degré d'indigence. Au verso de la carte sont inscrites les denrées touchées. Les attributions accordées sont inscrites également auprès de l'organe de distribution, de sorte qu'un contrôle rigoureux est exercé.

Une visite domiciliaire a lieu de temps en temps par les organes de la Croix-Rouge suisse; par conséquent un usage abusif des denrées distribuées n'est guère possible.

Nous avons la conviction que ces mesures nous permettent d'octroyer nos secours aux personnes véritablement nécessiteuses et qu'elles assurent une équitable répartition.

Nous avons constaté que bien des misères peuvent être soulagées grâce à nos œuvres de secours, particulièrement dans un centre aussi important que Milan, ville qui a beaucoup souffert des bombardements.

Notre travail en Autriche

(Extrait du rapport d'un collaborateur de Hainfeld)

Nos collaborateurs ont ouvert des cantines d'enfants à Hainfeld, ville de la Basse-Autriche. Nous reproduisons ci-après un petit rapport relatif à notre activité dans cette localité.

La ville de Hainfeld vécut 19 jours de combats, période terrible au cours de laquelle d'incalculables trésors furent à jamais détruits. Aujourd'hui, la ville est en ruines. Durant les premières semaines qui suivirent la bataille, les hôpitaux ne purent accueillir de malades, étant donné le manque total de matelas, de médicaments et d'instruments chirurgicaux. Les pharmacies avaient été presque totalement pillées par la Wehrmacht; quant à la pharmacie de la ville, elle était en flammes; le pharmacien a élu domicile dans un entrepôt; il ne dispose que du strict nécessaire pour la préparation des médicaments. Le médecin, de son côté, travaille dans des conditions excessivement pénibles; son cabinet de consultation a été pillé; les médicaments font défaut, étant donné que le pharmacien ne peut exécuter les ordonnances.

L'automne dernier, le typhus a fait de nombreux ravages dans la population; de plus, 76 femmes et 10 hommes ont été atteints de blennorrhagie; le traitement est difficile à cause du manque de médicaments. Actuellement la gale a aussi fait son apparition. Les gens vivent dans la promiscuité, par suite de la pénurie de logements; aussi les conditions d'hygiène sont-elles précaires, les désinfectants faisant totalement défaut. Il en résulte que la gale se propage rapidement. Dans certaines écoles, les maîtres eux-mêmes ont contracté la maladie. Etant donné l'absence de médicaments de toutes sortes, la pommade propre à combattre cette épidémie en une quinzaine de jours ne peut être confectionnée; les malades devraient en effet apporter eux-mêmes la graisse nécessaire, ce qui, vu la ration hebdomadaire de 50 g. par personne, est absolument impossible. La situation alimentaire laisse fort à désirer. Les cas d'évanouissement et d'étourdissement sont fréquents. Des cas d'hydropisie se produisent très souvent, dus probablement à l'épuisement et aux fortes émotions. La caféine est rare et les produits vitaminés introuvables. La poudre de Cebion nous serait de grande utilité. L'huile de foie de morue est hélas une denrée rare ici. Les cas de rachitisme s'accroissent continuellement. Les sulfonamides, la theobromine, les remèdes cardiaques, la teinture et la racine de valériane, de même que les calmants pour les nerfs sont autant de produits que les pharmaciens ont une peine inouïe à se procurer. Nos pharmaciens se rendent à Vienne, visitant dispensaire après dispensaire, mais ne rapportent que des quantités dérisoires de médicaments. L'hôpital a un besoin urgent de narcotiques, neosalvarsane, dismogénol et insuline. Quant au matériel de pansement, il est absolument insuffisant.

Ce rapport pourrait tout aussi bien s'appliquer à d'autres villes de la Basse-Autriche.

Les prisonniers de guerre autrichiens

rapatriés de France par Genève ont reçu avec une gratitude touchante les vêtements et articles de toilette que le public romand leur a fait parvenir par l'intermédiaire de la Croix-Rouge suisse.

A leur passage en gare de Versoix, ces hommes vêtus de haillons, où le militaire se reconnaissait à peine à un calot défraîchi, montraient à la porte des wagons leurs figures émaciées et pâles. Leurs yeux enfoncés et souvent fiévreux regardent avec curiosité ces gens qui les attendent sur le quai, gardé par un cordon de soldats suisses. L'officier français commandant l'escorte du convoi a juste le temps de se présenter que déjà s'approchent de petits chars garnis de «boilles»: c'est un pot au feu bouillant avec viande et légumes, la première nourriture chaude que ces gens vont toucher après leur long voyage de 12 à 24 heures en wagons à marchandises. Avec une belle portion de pain frais, cela constitue aussi leur premier repas abondant et savoureux depuis qu'ils ont été pris. Ils le disent sans amertume, sachant bien que la population française n'est pas nourrie mieux qu'ils ne l'ont été eux-mêmes. Les soldats suisses qui font la distribution avec des sourires et des paroles aimables sont accueillis avec une reconnaissance touchante. Un bol de chocolat chaud, offert par un fabricant, préparé et servi par nos soldats, met le comble à la joie des prisonniers.

Ils se croient au ciel, disent-ils. Et voici encore les dames de la Croix-Rouge suisse et les Samaritaines qui distribuent du linge, des habits, des chaussures, des cigarettes, sans parler d'autres objets utiles comme des brosses à dents, des lames de rasoirs et jusqu'à des cartes à jouer. Tout se passe dans un ordre parfait, au milieu des cris de surprise et de joie. Il n'y a pas de tout pour tous, bien entendu. Mais chacun reçoit le plus indispensable: qui des chaussettes, qui une chemise ou un caleçon, qui un ou deux mouchoirs. On essaie même des souliers aux plus mal chaussés. Un membre de la Société des Autrichiens à Genève s'informe si l'un ou l'autre des prisonniers a quelque parent en Suisse; et plus d'un a pu de la sorte retrouver à Zurich une sœur ou des cousins qui le croyaient mort.

Le comité des Autrichiens en Suisse a exprimé à notre Croix-Rouge la reconnaissance de ses compatriotes rapatriés en des termes que la modestie ne nous permet pas de reproduire ici. Nous voulons pourtant que tous les donateurs et tous ceux qui ont consacré leur temps et leur peine à secourir ces malheureux sachent qu'ils n'ont pas obligé des ingrats et qu'ils ont contribué à créer des sympathies ardentes et durables à notre pays.

Croix-Rouge suisse, section de Lausanne.